

Sohr der Knecht

ROMAN VON ARNO FRANZ

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU

8 Fortsetzung.

Am anderen Nachmittag, als Sohr über einer Arbeit saß — Rassenauswahl war sie betitelt — trat Kaden unerwartet bei ihm ein.

„Morgen, Sohr,“ sagte er, denn er grüßte zu allen Tageszeiten mit „morgen“, warf die Mütze auf den Tisch und rückte entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit ohne jede Einleitung mit seinem Anliegen heraus. „Ich muß Sie um eine große Gefälligkeit bitten, lieber Sohr.“

„Wenn ich sie erfüllen kann, tue ich es gern.“

„Sie wissen, daß mein Neffe Claus krank ist und zwar ernstlich krank —?“

„Was fehlt ihm?“

„Lungenentzündung und dann sollen auch seelische Erschütterungen vorkommen. Er phantasiert, daß es einem Anakt werden kann. Was er vorbringt, kreist um Sie. Aber nicht nur im Fieber verlangt er nach Ihnen, auch im wachen Zustand tut er es.“

Sohr legte den Hälter weg und klappte das Heft zu, in das er geschrieben hatte. Nach einer Pause fuhr Kaden fort:

„Ich wollte Sie bitten, mit mir hinüberzukommen und dem Jungen einige ruhige Stunden zu schenken.“

„Sie verlangen viel von mir, Herr Kaden!“ sagte Sohr und auf seiner Stirn fanden zwei tiefe Falten.

„Weiß ich, Sohr, weiß ich! — Sie werden mich aber nicht als sehr zart befeuert kennengelernt haben und können deshalb an meiner Bitte ermessen, daß es mit dem Jungen wirklich nicht zum Besten stehen muß. Auch der Arzt ist mit keinem Latein zu Ende. Die Lungenentzündung, sagt er, sei bei peinlichster Pflege zu kurieren, wenn eben das andere nicht wäre. Und an diesem anderen tragen Sie mit Schuld. — Ich sehe nicht ein, warum das kleine tapfere Kerlchen am Dickkopf zweier Menschen zugrunde gehen soll!“

„Sie sprechen in Rätseln, Herr Kaden!“

Da wurde der Großsteinauer ungeduldig. „Mensch, Sohr,“ posterte er heraus, „wir wollen uns doch nichts vormachen! Wie es auf Finkenschlag aussieht, wird Ihnen Hingelmann verraten können, wenn Sie es sich nicht denken können. Und wie es um meine Schwägerin steht, sieht ein Taubstummer.“

„Ich verstehe Sie beim besten Willen nicht.“

„Nicht? So! Na — die flattert wie ein Bögeln im Bauer und rennt sich den Kopf wund. Das Herz hat sie sich schon wund gerannt. Und Sie? — Sie sollten es an der Lektion, die Sie ihr erteilt haben, Genügte sein lassen. „Schonet die Juchtere,“ steht jetzt zur Ermahnung an allen Straßenecken. Und — mein lieber Freund — daß Sie für eine gewisse Carla Kaden gar nichts übrig hätten, darf ich doch wohl bezweifeln.“

„Ich leugne nicht, daß mir, Frau Kaden — sagen wir — sympathisch ist. Aber auch dann, wenn sie mir noch mehr wäre, würde ich in Dingen, für die ich die Verantwortung trage, keine Zugeständnisse machen, weil ich nicht gewöhnt bin, die Verantwortung abzulehnen. Ich lasse mir nicht an die Nase tippen.“

„Sie wird es auch nicht wieder versuchen, denn bin ich überzeuget! Also — denn kommen Sie mit, Sohr! Nicht meinet, und meiner Schwägerin wegen. Das wird Ihnen niemand zumuten. Aber machen Sie dem Jungen die Freude. Ich will es Ihnen nie vergessen.“

Da erhob sich Sohr. Müde kam er um den Tisch herum. Wie ein alter Mann sah er aus.

„Am des Jungen willen will ich kommen. In einer Stunde bin ich dort. Ich möchte aber niemandem begegnen, Herr Kaden — niemandem, auch am Krankentische nicht.“

„Ich forage dafür. — Haben Sie Dank, Sohr!“

Die beiden gaben sich die Hand, dann ging Kaden nach Finkenschlag zurück und ließ Sohr in zwiespältigen Gefühlen allein.

Man habe Claus im Wohnzimmer auf den Diwan gebettet, das hatte Hannjörg auf Befragen berichtet und so vermutete Sohr dort der Herrin zu begegnen. Deshalb hatte er die Bedingung an Kaden gestellt. Daß neben diesem Zimmer aber das Arbeitszimmer Carlos lag und beide nur durch eine Portiere getrennt waren, daran hatte er nicht gedacht.

Als er den Flur des Kadenschen Herrenhauses betrat, empfing ihn Fräulein Kerst.

„Lieb ist es von Ihnen und groß, daß Sie sich überwinden. Auch meinen Dank dafür, Sohr,“ damit öffnete sie ihm die Tür.

Leisen Schrittes ging Sohr zum Lager des Kranken. In weißen Kissen lag sein junger Freund. Teilnahmslos! Die großen blauen Augen blickten starr und leer zur Zimmerdecke. Sein Gesicht war hochrot, auf der Stirn stand Schweiß.

Sohr nahm die Hand, die schlief an der Lagerstatt herunterhing. Sie war trocken und heiß. Kurz und jagend war der Atem. Dann beugte er sich über den Kranken und nahm ihn in die Arme.

„Clausmann — kennst du mich? Ich komme dich besuchen.“

Da trat Berstehen in die leeren Augen und heißer kam es von den trockenen Lippen: „Sohr“ — dann nochmals: „Sohr“ — und ein seltsames Lächeln trat auf die matten Züge — nur eine kurze Zeit. Ein Hustenanfall löschte es aus.

Sohr ließ sich den kleinen Körper beruhigen, dann bettete er ihn behutsam in die Kissen zurück.

„So, Clausmann, nun ganz ruhig liegen und gar nicht reden, schön still sein, sonst kommt der böse Husten wieder.“

„Bleibst du hier, Sohr?“

„Wenn du schön ruhig bist, bleibe ich bei dir, bis der Sandmann kommt.“

„Wenn du fortgehst, muß ich nämlich sterben, Sohr, das hat der Doktor zu Mutti gesagt. Ich hab es gehört.“ — Mit angstvollen Augen blickte er zu Sohr auf, der mit zusammengekniffenen Lippen ins Weiße sah und fragte zum anderen Male: „Sohr, ist das wahr, was der Doktor sagt?“

„Nein, mein Junge, das ist nicht wahr. Der Doktor weiß wohl, was dir gut ist, was du essen darfst, was du für Medizin nehmen mußt, wenn die Umschläge gemacht werden müssen und noch vieles andere. Aber daß du sterben mußt, das weiß der Doktor nicht, das weiß überhaupt kein Mensch auf der ganzen weiten Welt.“

Und wieder kam die angstvolle Frage: „Du auch nicht, Sohr?“

„Doch, Clausmann, ich weiß es. Ich ganz allein weiß es, daß du nicht sterben mußt.“

„Woher weißt du das?“

„Vom lieben Gott. Der war böse auf Finkenschlag.“

„Warum, Sohr?“

„Weil deine Mutti ein Unrecht nicht einsehen wollte und von mir verlangte, ein Unrecht zu tun. Sie hat gewiß geglaubt, daß es kein Unrecht ist.“

„Was hat Mutti denn getan?“

„Dann mußt du sie selbst fragen, wenn du gesund bist. Vorher aber darfst du's nicht. Hörst du, Claus — vorher nicht fragen! Das will der liebe Gott so. — Wenn aber ein Mensch Unrecht tut, dann muß er das bekennen und bereuen und wieder gut zu machen suchen. Und wenn der Mensch es nicht tun will, dann straft ihn Gott am Liebsten, was der Mensch hat. — Und weißt du nun das Liebste bist.“

Die schönsten Mäntel zu billigsten Preisen bei KRÜGER & WOLFF, Pforzheim

das deine Mutter hat, so straft er sie an dir. Deshalb sieh er dich krank werden.“

„Das ist gartig vom lieben Gott!“

„Nein, Claus, das ist klug von ihm. Nur so kann Gott deine stolze Mutter demütig machen.“

„Wenn aber Mutti nun nicht will, dann muß ich immer krank sein.“

„Nein, das mußt du nicht! — Wenn sich nämlich ein Mensch findet, Clausmann, den deine Mutti kennt und der dich sehr lieb hat und dieser Mensch sagt zu Gott: erleuchte die Mutti, daß sie ihr Unrecht erkennt und laß mich für den kleinen Claus leiden, dann tut Gott das, denn Gott ist gut. — Und sieh, das ist geschehen. Der Mensch, der das zu Gott gesagt hat, bin ich.“

„Du, Sohr?“

„Ja ich, mein lieber Junge!“

„D — nun mußt du krank werden.“

„Das muß ich nicht erst, Clausmann, das bin ich schon.“

Man sieht es nur nicht. — Ich hab das Liebste und Beste was ich hatte — meinen Willen und meinen Stolz — für dich hingegeben. Und der liebe Gott hat das Opfer angenommen, denn er hat mich zu dir geführt. — Glaubst du es nun, daß du nicht sterben mußt und bald wieder gesund wirst?“

„Ja, Sohr, ich glaube es.“ — Und der Kleine streckte die Arme nach ihm aus und sagte: „Komm lieb haben.“

„Lange hielt der Herrin Sohn den Freund umfaßt, dann machte sich Sohr behutsam frei.“

„So, Clausmann, nun mach' ich dir einen Umschlag und dann schläfst du dich gesund. Ueber acht Tage ist Erntedankfest, da mußt du singen und springen können.“

Wortlos aber strahlenden Gesichts ließ sich der kleine Mann in die kalten Lächer packen. Er tat keinen Muskel. — Dann schüttelte ihm Sohr die Kissen auf und bettete ihn weich.

„Wie ein Königskind muß mein Clausmann liegen und träumen muß er von der Mutti und den glänzenden Sternlein, von Benzel und Benzelaus und von Mister Flaps, dem neidischen, der jezt alle Kammern von gestohlenem Gute voll hat.“

„Und von dir, Sohr,“ fiel Claus ein.

„Na — dann auch von mir, wenn es durchaus nicht anders geht. — Nun fang mal an damit. — Liegst du gut, mein Junge?“

„Fein!“ sagte Clausmann und streckte sich — das erstmal seit Tagen — wohligh auf seinem Lager. „Erzähl' mir was,“ bat er dann.

„Nein, Claus — du fragst so viel und sollst doch sein stille sein. Aber ich will dir was singen. — Soll ich?“

„Ja, Sohr — das Lied, das deine Mutti so gern hörte, von dem lieben süßen Engel.“

„Schön, das werd' ich singen.“

Er nahm die Laute von der Wand, die dort seit Carla Kadens ersten 6 jetagen unberührt am Nagel hing, stimmte sie und begann Alts: Schlaf wohl, du süßer Engel du.

„Kings Stille herrscht, es schweigt der Wald, Bollendet ist des Tages Lauf, Der Bögeln Lied ist längst verhallt, Am Himmel ziehen Sterne auf.“

Ob du auch heut' an mich gedacht? Ich dacht' an dich wohl für und für Und rufe jezt dir „gute Nacht“ Verborgnen still vor deiner Tür.

Es schwebt aus des Himmels Raum Ein heil'ger Vöte dir zur Nacht Und bringe dir den schönsten Traum, Bis du zum Morgen neu erwacht.

Schlaf wohl und schließ' die schönen Augen zu, Schlafe wohl, du süßer, lieber Engel du!“

So sang er einmal und noch einmal und als er zum drittenmale begann — war Claus eingeschlafen.

Clown Teddo.

Roman aus der Zirkuswelt von Magda Troit

Copyright by Oetinger & Comp. Berlin W 90.

Kachdruck verboten.

Schluss.

So hatte denn Dutz Halbe vor Angst nichts anderes gewußt, als telefonisch Marion anzurufen, um ihr den entscheidenden Plan Arnos mitzuteilen. Zu groß war die Entfernung, als daß der Jüngling hätte zur Zeit kommen und den Lebensmüden von seinem Tun abhalten können. Und nun kniete Marion in verzweifelter Furchen vor dem Betleiben, der die Vorbereitungen zu seiner letzten Fahrt getroffen hatte.

„Du darfst nicht sterben,“ schluchzte sie erneut.

Oben zog die Bedende zu sich empor. „Ihre Sorge ist unnütz, Marion, es steht wohl gefahrloser aus, es ist nicht schlimm.“

„Lüge ist's, was Sie sprechen. Ich weiß, daß Sie sterben wollen.“

„Es ist wirklich keine Gefahr vorhanden,“ begütigte er und zwang sich zu einem Lächeln. „In wenigen Minuten sehe ich unten wohlbehalten vor Ihnen. Aber einmal muß ich mit den Probefahrten beginnen.“

„Ich dulde es nicht, Arno!“

Er sah auf sie nieder. Ein selbes Mitleid zuckte um seine Lippen.

„Du sagst, es hat keine Gefahr,“ rief Marion mit fliegendem Atem, „gut so, so werde ich diese Fahrt gemeinsam mit dir machen! Wenn sie gefahrlos ist, wirst du mich sicher hinabbringen.“

Sie stieg in den kleinen Wagen.

„Marion!“

„Es hat doch keine Gefahr,“ wiederholte sie, „gemeinsam mit dir will ich die Abfahrt in die Tiefe machen!“ Aus seinen Lippen war jeder Blutstropfen gewichen. Geisterhaft war er anzusehen.

„Fahre doch ab, Arno, ich fürchte mich nicht!“

Oben rührte sich nicht. Endlich sagte er langsam: „Wenn es doch ein unglücklicher Zufall wollte?“

„So stürzen wir beide.“

„Dein junges Leben sollte ich — —“

„Fahre los, Arno!“

„Marion!“

„Ich fürchte mich nicht. An deiner Seite geht es zum Erfolg oder ins Nichts.“

„Warum hältst du mich zurück, warum läßt du mich meinen Weg nicht allein gehen?“

Sie legte ihm beide Hände auf die Schultern und sah ihm mit einem weichen Blick in die Augen.

„Ich liebe dich, Arno, ich habe nie geglaubt, daß du einmal eine Marion zu deiner Gattin machen würdest, ich begnügte mich mit dem Gedanken: Er ist dir nahe! Andere umwarben dich, Sterne fielen in deinen Schoß, wie konntest du da an die eine denken, die im Verborgnen wirkte? Ich liebe dich, Arno, ich habe dich von dem Augenblicke an geliebt, als ich dich zum ersten Male erblickte. Nie hätte ich zu dir von meiner Liebe gesprochen, weil ich wußte, daß ich dir zu wenig bieten konnte. Aber heute, Arno, wo du im Begriffe stehst, das Tor des Lebens hinter dir zu schließen, heute fasse ich als Führerin deine Hand und will dir ein neues Leben zeigen, das selbst für dich noch lebenswert sein wird. Du, der Meister, der König der Künstler, du, der Mann, der einen jungen Burtschen in wenigen Jahren zu einer ersten Kraft herangebildet hat, du, ein Wagender auf allen Gebieten! Was könntest du unserem Stand noch geben! Wie könntest du die armen, verachteten Künstler emporheben! Ist das nicht eine Aufgabe, die es lohnt, den Kampf mit dem Leben wieder aufzunehmen?“

„Mir ist es, als sähe ich dich heute zum ersten Male, Marion, mir sind die Augen aufgegangen, ich schaue in ein Frauenherz, das aus lauterem Golde gefügt ist. Ich bin ein Verbrecher — —“

„Du — hast du dir die Menge angesehen, die dir all-

abendlich zubehelt? Mit Clown Teddo vergoldete sich der Zirkusruhm, mit Clown Teddo stieg für uns ein neues Glück herauf, mit Clown Teddos Ende sinkt alles wieder in sich zusammen.“

Er legte den Arm um sie. „Was verlangt Marion höher von mir?“

„Deine Liebe kannst du mir nicht schenken, Arno, meine Hand würde eine Fessel für dich sein, aber schenke uns Künstlern dein Wissen, dein Beispiel, deine Kraft. Werde allen denen, die da ringen und kämpfen, zum Helfer, nur du bist allein bist in der Lage dazu.“

Er schaute hinab in die Manege. „Wärst du nicht gekommen, Marion, läge ich jezt dort unten. Ja, es sollte meine letzte Fahrt werden, denn ich hatte das Leben satt. Der Einsame tappete im Dunkel und fand keinen anderen Weg als den des Todes. Da bist du gekommen! Ich sehe in deine Augen, sie sind mir wie eine Leuchte, die ich aus dieser Dunkelheit geleitet, deine Liebe habe ich! So begehre ich nun auch deine Hand, Marion. Du hast mir das Leben erhalten, nun will ich an deiner Seite das neue Leben beginnen in dem Sinne, in dem du es mir gezeigt hast.“

Sie warf sich ihm in die Arme und rief mit tränen-erfüllter Stimme: „Arno, mein lieber Arno!“

„Ich glaube ja,“ sagte er lächelnd, „daß ich nun erst die rechte gefunden habe. Eine süße Ruhe, ein beglückender Frieden strömt von dir aus. Der ruhelose, gekerkte Clown Teddo ist plötzlich innerlich still geworden. Das hast du vollbracht, Marion. Clown Teddo wird ein neues Leben beginnen.“

„Nicht Clown Teddo,“ sagte sie leise, „Arno Oben . . .“

„Wenn mir deine Liebe hilft, Marion, werde ich wieder ich selbst und — glücklich sein!“

Ende.



Seite erhob sich Sohr und leiter noch hing er das Instru-
ment an seinen Nag.

Als er sich zum Gehen wendete, erblickte er in der Tür
zum Nebenzimmer Frau Kadon.

Bleich, den Kopf geneigt und mit über der Brust gefalteten
Händen stand sie dort.

Sie hatte jedes Wort gehört, das Sohr und ihr Junge
gesprochen hatten und mit ihr hatten es ihr Schwager und
Doktor Steinig gehört, die sich — unsichtbar für Sohr —
im Nebenzimmer befanden.

War das ein Knecht, der da draußen gesprochen und war
es ein Knabe, der ihm grantwortel hatte? — War das
nicht vielmehr gewesen, als habe ein Freund den Freund
am Herzen gehalten oder ein Vater den Sohn. War da nicht
Liebe getauscht worden, grenzenlose — gegen ebenfolches
Vertrauen! Ein Wunder war es gewesen, wie es die
Menschen nur schauen, wenn ihnen ein gütiges Geschick einen
Freiertag schenkt.

Impulsiv denn auch hatte Doktor Steinig Frau Kadon die
Hand gedrückt, wohl zehnmal ihr zugenickt und geküsst:
„Nun wird er gesund — Er wird gesund, gnädige Frau.
— Der hat ihn gesund gemacht. — Der Glaube verleiht
Berge und bannst selbst den Tod.“

Und der raube Kadon hatte sich eine Träne von den
verwilteten Wangen gewischt, als die Worte fielen: „Ich
habe meinen Willen und meinen Stolz für dich dahinge-
geben.“ — O ja, jetzt verstand er ihn ganz, verstand sein:
„Niel verlangen Sie von mir.“ verstand sein Jögern und
müdes, schweres Aufstöhnen. — Seinen Willen und seinen
Stolz das war das G-döhte, was ein Mann zu geben hatte.

Und Frau Kadon? — Die ward zwischen Jubel und
Beraweisung hin und her gejagt um zwischen Sauchzen und
Weinen neuaeboren zu werden.

„Sohr.“ hauchte es von ihren zitternden Lippen, als sie
sich ihm auf der Schwelle zum Krankenzimmer gegenüber
sah und noch einmal: „Sohr.“ und ganz, ganz leise ein
drittes Mal: „Sohr.“

Der aber verneigte sich tief: „Er schläft, gnädige Frau.
— wenn er mich morgen noch einmal brauchen sollte — bitte!“
— und hinauf.

Da weinte Frau Kadon bitterlich.
Auch sie hatte ihren Willen und ihren Stolz dahingegeben.
Und die beiden Männer verließen lautlos den Raum.

In Finkencklaa und Großsteinau wurde Erntedankfest
abgefeiert.

Das war einer der wenigen Tage des Jahres, an denen
die Pfarre beider Orte und die Gastwirte gleichermaßen
aufrieben waren. Am Vormittage waren die Kirchen voll,
am Nachmittage die Kneipen — am Abend waren es die
Finkencklaaer. In der Kirche hatte der Chor „Lobe den
Herrn“ gesungen, und vor dem „Weihen Kof“ quälte die
Dorfskapelle den Trompeten und Klarinetten den Nadek-
marisch ab — laut und hinreichend.

Das war zu jedem Feste so und bedeutete soviel wie:
Allons, enfants! De la patrie.

Das „Weihen Kof“ war nicht etwa ein Pferd, sondern eine
Gastwirtschaft und lag auf dem Markte. Dort verkehrte
der „gewöhnliche Mensch“ — die besseren Herrschaften
belustigten sich im Schützenhaus.

Die Finkencklaaer waren überhaupt ein eigentümliches
Völkchen. In einem Staatswesen kann es nicht so viel
Klassen und Kasten geben, als es in Finkencklaa gab. Alle
waren sie dort hübsch rubriziert — nach Ein- und Spalt-
hütern, nach Vierden, Rühern, Ziegen und anderem Getier,
nach Moroen und Heikaren, nach Einheimischen und Zu-
gewogenen. Je nach Befähigung durfte man die Nase tragen:
hoch, höher und ganz hoch. Und darauf gab man genauestens
acht. Nach Verstand und moralischen Qualitäten fragte in
Finkencklaa kein Mensch. Wozu auch? Davon lebte man
ja nicht und deshalb waren die Schulmeister und die paar
Intellektuellen, wie Pfarre, Arzt und Apotheker auch, nur
geduldet. Erst die Erheiratung einiger Moroen Land machte
sie zugehörig.

Wie wenig die Finkencklaaer seit dem glorreichen
9. November auf gelehrten Mumpitz und dergleichen zweifel-
hafte Dinge gaben, ging schon daraus hervor, daß sie sich
einen Dorfschulzen erwählt hatten, der mit Orthographie und
Grammatik einen qualvollen Kampf kämpfte und — weiß
der Kadon — doch stets schweißtriefend unterlag, so daß
„höheren Orts“ der Bezug eines Duden angelegentlichst
empfohlen werden mußte.

Unter Dorfschulze — Kröber hieß er — hatte beim Kreis-
direktor Rückfrage gehalten: was denn ein Duden sei und
war dahingehend beschieden worden, daß es sich im Duden
um eine Rechtschreibung handelte.

Rechtschreibung?! — Wieder so was Neues! — Kröber
kannte nur Rechtsprechung.

Er setzte sich denn auch hin und antwortete denen da
oben: „Sch beehre mir mitzuteilen, daß das hierorts vor-
handene Bürgerliche Gesetzbuch für unsere Verhältnisse
geniegt.“

Na also!
Schultheiß Kröber war eben ein Iparjamer Herr. Geld,
Körperfülle und Ruhe — das sind die Eigenschaften, die ein
richtiger Gemeindevorsteher haben muß und die hatte er, Gott
Lob und Dank! Was brauchte er einen Duden! Er regierte
auf seine Art und regierte nach seiner Meinung nicht schlecht.
Im Gemeinderat standen ihm überdies die Weisesten des
Ortes — helfend zur Seite, und was er nicht wußte, wußten
die auch nicht. Das ergänzte sich also harmonisch und tat
seinem weh. —

Endlich gegen drei Uhr funktionierte auch der Kummel
auf dem Schützenplatz, während der im „Weihen Kof“ schon
Wellen schlug.

Herr Schultheiß Kröber war — schnaufend in ein-
zwanzigstem Braienrock — am Arm seiner durch das Sonnen-
taastorsett ebenso arg beengten Karoline inmitten seiner
harrenden Schöflein erschienen und mit einem Tusch
empfangen worden. Der Herr Gendarm Glück kam mit den
schultheißlichen Töchtern hinterher. Freundschaftlich, nicht
dienstlich.

„Ah“ machte die junge Welt bei ihrem Anblick und mit
Recht, denn die Schulzendamen sahen frisch gewaschen und
neuaebüclt aus. Und der Gendarm auch.

Herr Kröber hatte seine Gattin zwischen den anderen
Frauen von Rang und Befähigung verkauft. Auf den Dörfern
pflegen sich die Weibschlechter, so sie ehelich verbunden sind, zu
festlichen Gelegenheiten zu trennen. Einmal will der Mensch
allein sein. Ich hab sie immer verstehen können.

Karoline sah wichtig und schwer lust auf dem Stuhl, auf
den sie alter Traditionen gemäß gehörte und somit hatte der
treusorgende Gatte seiner Ritterpflicht Genüge getan. Jetzt
trat er seinen oberhöchlichen Begrüßungsgang an.

Auch lo'n Stück Arbeit, das die Würde erforderte!
In jedem Tische tauchte er Händedrucke — in Wirklichkeit
suchte er die Hande der Erläufigen. Das waren: Der vom
Plaktor, der vom Höf, der die Schwabenhäuser, der trumme
Dooskar und Tütchen-Hoffmann.

Zwei von diesen Herren waren selbst mal Schützen ge-
wesen, die anderen hofften es noch zu werden.

Tütchen-Hoffmann gehörte — wenn man es mit Hertom-

Wollwaren — Trikotagen
Wäsche, Herrenmoden, Strumpfwaren, Garne
Pforzheim
Westflöge 16
Fillaßen:
Ebersteinstraße 13
und Ostflöge 33

men und Sitte genau nahm — eigentlich nicht in diesen Kreis.
Er war kein Bauer. Er verkaufte den Finkencklaaern Salz-
berings, Boubons, Petroleum, Strickwesten, Sirup, Brust-
pulver, Jagdpatronen, laure Gurten, Fahrräder, Fliegen-
säuger und andere Kulturgüter. Man kann also sagen: er
erfüllte eine Mission. Demzufolge hatte er Geld und konnte
zu Steuerterminen, Kindtaufen und plötzlich eintretenden
Sterbefällen „aushelfen“. Zu Hochzeiten gab er nichts bei-
— prinzipiell nicht — denn er war selbst verheiratet und
war empfindlich. Bestimmt bedeutete er im Familien-
und Wirtschaftskreis der Finkencklaaer einen Faktor. Man
brauchte ihn und besserwegen (so sahen die Finkencklaaer)
war man großzügig und duldiam.

Die Kapelle, die sich der Schützenhauswirt seiner vor-
nehmen Gäste wegen don auswärts verschrieben hatte, hatte
das offizielle Konzert mit dem neuesten Schläger: „Stilk ruhi
der See, die Vögellein schlafen“ Stod vier beendet, um nun
der jüngeren Generation zum Tanze auszuspielen. Das
war so Brauch in Finkencklaa. Und während die Jung-
fräuleins mit ihren Kavaliern im Saale das verbrachten,
was man heute tanzen nennt, hielt die alte Garde bei bitter-
dünnem Lagerbier treu und brav im Freien stand.

Da reckten sich die Köpfe Alle, ohne Ausnahme! Die
der Reichen und die der Vermögenden! — Die Herren rück-
ten die Krawatte gerade und die Damen strichen sich die
Kleider glatt. Und wem vom unverschrittenen Schnurrbart
Bierschaum aufs weiße Vorhemd tropfte, wischte ihn weg.

Was war da los? Wegen irgendwem tat man das nicht.
Nur Besonderes rechtfertigte die Erregung.

Und das Besondere kam: Frau Carla Kadon betrat mit
ihrem Söhnchen den Schützenplatz.

Rum Erntedankfest darf niemand fehlen, der über Pflug
und Hacke verfügt. In diesem Brauch klingt aus vergan-
genen Jahrzehnten noch etwas herüber, das aussieht, wie Zu-
sammengedrängte und Familie. Man hätte es Frau Kadon
leht übergenommen, wenn sie nicht gekommen wäre.

Herr Schultheiß Kröber wählte denn auch schleunigst seine
weihundertzehn Pfund Körpergewicht mit Eleganz und
Temperament der Gutscherrin entgegen und führte sie den
Finkencklaaer Damen zu, die sie begrüßt und geehrt an die
Tafel der Wohlhabenheit oben an setzten, während sich der
Herr Schultheiß mit Händedruck und Dank für gnädiges Er-
scheinen verabschiedete — innerlich froh, wieder eine wichtige
Arbeit getan zu haben.

„Blas! steht sie aus.“ sagte die vom Höf zu der vom Plak-
tor und die vom Plaktor zu der vom Höf: „Es scheint ihr
doch nahegekommen zu sein, das mit dem Sohr und ihrem
Janaen.“

„Was ist denn gewesen mit den zweien?“ fragte die Toni
vom Schwabenhäuser, die von ihrem müffigen Allen nie
eine Neuigkeit erfahren konnte und Frau Fleischermeister
Schulz — das Finkencklaaer Tageblatt — radiote — ihr.
Bissenhaft. Aber nicht mit Lautsprecher! Wohlwehlich.

„Der Sohr hat doch den Claus gesund gemacht. Dr. Stei-
nig hat's erzählt und die blonde Möbiulen hat mir gesagt
er hätte ihn nur durch Sympathie geheilt. Denken Sie sich
nur — durch Sympathie! — Wie der das bloß gemacht haben
muß? Wie weggeheht ist das Fieber gewesen.“

„Und was hat sie denn dazu gesagt?“

„Bist.“ machte Frau Schulz und winkte Schweigen, weil
Frau Kadon am oberen Ende der Tafel auf die tuschelnden
Frauen am unteren Ende aufmerksam geworden war.

Als aber Frau Schultheiß mit Frau Kadon ein Gespräch
über Pflaumenmus begann war die Lust rein und Frau
Fleischermeister Schulz brauchte sich ihr mittellames Herz
nicht abdrücken zu lassen. Wie Würstchen — weich und
beißig — fuhr sie denn auch fort:

„Geweint hat sie und hat ihn wieder anstellen wollen, aber
er hat nicht gewollt. Er hat ihr gar keine Antwort gegeben
und hat sie stehen lassen. Der gibt doch nicht nach, der
Dickkopf.“

„Ein richtiger Ridel ist der schon.“ fühlte sich Frau Lüt-
chen-Hoffmann bemüht, das Kraut fettzumachen. Die
Schützen mußte ja denken, bei ihr verkehrten überhaupt
keine Leute und sie habe gar nichts zu berichten. „Von dem
können wir alle noch was erleben. Wenn er den Finken-
cklaaern was ausrichten könnte, würde er's tun, hat er ge-
sagt. — Ganz recht geschehen ist ihm, daß er fortgesetzt
wurde. Das hat er an dem Boigt verdient. Der arme Kerl
hat immer noch keine Stelle. Und wie es der Sohr mit dem
Hinzelmann hält, das ist doch eine Schande. Die beiden
Stänker haben sich geschudt und gefunden.“

So urteilten die Suffragetten von Finkencklaa, die sich
zwar weniger in Politik, dafür aber umso intensiver in
Familiengeschichte betätigten und wie die Holzwürmer jeden
noch intakten Leumund anknapperten. Und in dieses Idyll
hinein klang ein Stodenton, dann noch einer und mit einem
Male schallte das ganze Geläute des Finkencklaaer Turmes
über die Ebene hin. (Fortsetzung folgt.)

Mein erster Ausflug nach Wildbad.

Eigentlich wollten wir gar nicht nach Wildbad, son-
dern nach Baden-Baden, und das ging so: Wir hatten
uns (vier Schlingel, noch ledig, gesund wie der Fisch im
Wasser und meistens kreuzfidel) ein paar Tage vor der
Fastnacht nach der Singstunde im lustigen Dingsda an
der Rems besprochen, Fastnacht zur Abwechslung einmal
auswärts zu begehen, „wo mehr los ist und man nicht
auf Schritt und Tritt von weiblichen und männlichen
Katschbosen und Neugierigkeitsfischerinnen beobachtet wird.
Wir waren nach allerhand angeregten, aber als zu wenig
„forsich“ wieder verworfenen Plänen um die Mitternachts-
stunde herum endlich übereingekommen, das gemütliche,
über die Fastnachtzeit aber halb übergeschnappte „Pforza“,
wo wir mehrere gleichgestimmte, lustige Freunde wußten,
mit unserer Anwesenheit zu beehren und dann einen Ab-
stecher nach Karlsruhe und Baden-Baden, vielleicht auch
noch nach Freiburg und Straßburg zu machen. Geld war
Nebensache (es waren damals noch bessere Zeiten als
heute!), also: Was kost' die Welt...!

Am Donnerstag vor dem Fastnachtssonntag war's,
da standen wir Biere (wir bildeten ein Quartett und zwar
kein schlechtes!) geschneigelt, gestriegelt und jeder ein sehr
kleines, aber feines Reiseflofferchen in der Hand, vor der
Klaue unseres gemeinsamen Herbergsoaters und brachten
ihm oder eigentlich seiner schönen Tochter Fränzel mit
glodenteinen Stimmen ein Morgenständchen, welches die

Schönen der ganzen Nachbarschaft aus ihren Betten jau-
berte und hinter den Fenstergardinen hervorlugen ließ.

Dann gings dem Bahnhof zu, wo dem netten Klär-
chen im Restaurant zuliebe auch noch ein hübscher Contus
aus unferen, mit einem „Gesprigten“ angefeuchteten Rehlen
stieg. Inzwischen war der Zug eingefahren und zärtlicher
Abschied vom lieben Klärchen genommen, das sich trotz
der frühen Stunde schon recht hübsch gemacht hatte und
„zum Anbeißen“ ausfas. Wir winkten ihr noch zu, bis
sie uns entschwand.

Unter fröhlichem Geplauder und allerlei Mlotria mit
einem in Schorndorf eingestiegenen rosigfrischen Mädchen-
paar verging uns die Fahrzeit nur zu rasch und plöblich
riefen ein paar Schaffner: „Stuttgart! Alles aussteigen!“
„Wann geht au d'r nächst Zug Pforza zu?“ frog i
als Reisemarschall de nächsta, besta Schaffner.

„In zwei Stund erst! Do könnase sich derweil d'Aus-
stellung in der Gwerbhall a'gucka.“

„Guet, macha mer au.“ hane g'sagt, und schnurstracks
fen mer au dort naus g'lossa.

„Möcha dia Herr net au a guets Frühstückle zu sich
nemma?“ ruft uns, als wir vor lauter Gucken und Gucken
gar nicht an's Wespem dachten, aus einer hübschen Wein-
laube eine hochgewachsene, kräftige Bränette mit langen
Zöpfen und braunen Schelmenaugen beim Vorbeigehen zu.
Es war die Inhaberin eines Stuttgarter Weinzeltls, die
uns gar verführerisch zulächelte. Sie ahnte wohl, daß wir
lustige, durstige Seelen aus der Provinz waren, die man
leicht etwas festhalten und „abreiben“ konnte.

„Ja, do könnase mer net anderst.“ sagte unser langer
Frieder und „ums Rumgucka“ saßen wir drinnen und
wurden von der strammen Germania gar freundlich mit
einem famosen Schiller, schmachten Ralbskotelettes und
gemischtem, feinem Salat bedient. Wir ließen es uns
gehörig schmecken und wären fast gar schon fidel geworden.
Da sagte unsere schöne Hebe: „Jetzt kommt glei' mei' Ab-
lösung, no gangeter mit mir heim, no Küneter fenga und
fidel sei' nach Hergensluft; bei uns isch nämlich heut a
Fasnetsunterhaltung, wo de ganze Dag dauert. Obeds
wird's allerdingens am schönsta.“

Ich als Reisemarschall riet ab und mahute: „Höchste
Zeit us de Zug, ihr Raze!“ Aber vergeblich war mein
Flehen. „Ach was, ob mir heut oder erst morga Pforza
zuefahra, isch doch ganz Wurst; i' Stuegert isch au' schä!“
sagte unser Dickerte, der Bassist, und die beiden Andern
stimmten ihm begeistert zu.

Und sie hatten eigentlich recht; wir machten zunächst
eine interessante Rundfahrt durch Stuttgart und Cannstatt
und fanden uns dann wieder bei unserer Germania ein,
machten dort vorzüglich Mittag, fuhren dann nach Deger-
loch hinauf und wieder herunter und abends waren wir
reif für den Rappenabend usw. bei der Germania. So
gemütlich und unterhaltend wie dort wär's wohl nirgends
sonst gewesen.

Am andern Morgen aber rissen wir uns los und
dampften Pforzheim zu, wo richtig zwei frühere Spejel
uns am Bahnhof empfangen und in ihr „Quartier“ ge-
leiteten. Beim Mittagessen lernten wir dann noch mehr
„Raze“ kennen und man unterhielt sich famos. Für den
Abend erhielten wir verschiedene Einladungen. Wir ent-
schlossen uns für den Künstlerball im Saalbau und hatten
es nicht zu bereuen, denn was wir da sahen und hörten,
war wirklich beglückend und künstlerisch. Wir mußten uns
in die Ohren sagen: „So was Gediegenes haben wir in
Dingsda doch noch nicht gesehen!“

Wenn wir von da aus heimgegangen wären, so wäre
alles gut gewesen, allein wir wurden von unseren Spe-
jeln verschleppt, wie's eben manchmal geht, und als der
graue Tag anbrach, saßen wir noch und in unseren Köpfen
war's noch grauer.

Jetzt, was tun und anfangen mit solchen Köpfen?!
Da kam unserem I. Daß ein rettender Gedanke. „Raze“,
sagte er und tat noch einen langen Zug aus dem Pumpen,
„ich hab's, was uns jetzt not tut: Wir lassen Karlsruhe
Karlsruhe sein und Baden-Baden Baden-Baden, fahren
mit dem nächsten Zug Wildbad zu und machen eine lange
und schöne Tour durch den Wald; das macht uns wieder
hell in der Kapell!“ Wir begrüßten diesen Vorschlag als
Rettungsanker und dampften also bald darauf Wildbad
zu. Unterwegs legten wir unsere müden Häupter ein-
ander ans Herz und schliefen und schnarchten im Quartett
um die Wette. Mit großer Mühe ermunterten wir uns
und trottelten mit einigen Schiffahrern nach dem Bergbahn-
hof. Auf dem Sommerberg sahen wir längere Zeit dem
Schiffport zu, dann wollten wir wieder zur Bergbahn-
station zurück und uns im Städtchen drunten restaurieren.

Als wir aber an der Souffalshütte waren, ging unser
langer Frieder hinein und rief gleich darauf: „Do kommet
rei“, do isch scheints a Feuerle g'macht worda; 'is isch no
ganz warm!“ Wir stolperten nach und nach einigen Se-
kunden lagen wir auf den Bänken herum und schliefen,
schliefen unsern Jammer aus, lange, lange. Es dunkelte
schon, als zwei junge Schiffahrer die Hütte betraten und
uns weckten. Ganz verblüfft schauten wir auf unsere
Taschenuhren — 1/7 Uhr! „Heiliger Bimbam, was seid
Ihr aber für Schlafmützen! Habt wohl eine schwere Tour
hinter euch?“ sagte einer der Schlummerstörer, als wir
Aufklärung gegeben hatten. „Kommet nur gleich mit uns,
dann könnt ihr gleich abwärts fahren!“

Wir folgten ihnen und waren froh, als wir in der
„Alten Linde“ im Städtchen drunten saßen und uns der
freundliche Wirt riet, bei ihm zu übernachten.

Am andern Morgen waren endlich unsere Köpfe wieder
hell und unsere Augen klar. Zum Dank für die freund-
liche Bewirtung gaben wir dem Vindewirt noch einige
Liedlein zum Besten, was diesen sehr freute. Dann erst
beschäftigten wir Wildbads Sehenswürdigkeiten richtig.

Mittags sind wir dann direkt nach Stuttgart zurück-
gefahren, um uns auch die Stuttgarter Narreteien anzu-
sehen; wir waren davon aber nicht befriedigt, weshalb
wir vollends heimfuhren, um dort die „Große Redoute“
im „Bären“ noch mitzumachen, wo es nochmals so recht
fidel war. Aber bei der „Germania“ in Stuttgart war's
doch am schönsten gewesen. Juhu, ihr Narren! Schön
ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!

So kam ich erstmals nach Wildbad. — Y.